

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942**

Rasche, Friedrich: Feuer hinterm Berg. Eine Erzählung

**urn:nbn:de:bsz:31-62042**

und daß ich mich der frohen Gesellschaft da drüben als den Glücklichen vorstelle, der die Braut, in diesem Falle, Maroneß Lausbub' genannt, heimführt. Ist es recht so, liebe, kleine Myrza?"

Schon hing sie jubelnd an seinem Halse: „O du! Und ob mir das recht ist?! Ich habe dich ja so unendlich lieb! Aber was wird nun mit Fritz?" „Sehr einfach! Der hoffnungsvolle Sohn des Hauses Neumiller soll sich wieder mit meiner Schwester begnügen, der er ja auch früher, ehe du kamst, nach allen Regeln der Kunst den Hof machte. Helene ist ja so töricht in ihn verliebt, daß sie heute noch auf ihn wartet und dem reinigen Sünder von Herzen gerne Abolution erteilen wird.“

„O dann ist ja alles gut!" jubelte Myrza. Und dann schmiegte sie sich fester in das weiche Nest der sie umschlingenden Arme und bot die roten, jungen Lippen zum längst sehnsüchtig erwarteten Kuß.

### Feuer hinterm Berg.

Eine Erzählung von Friedrich Rasche.

Der Kuckuck der kleinen Schwarzwälderuhr neben dem großen buntbemalten Brotschrank hatte eben die dritte Stunde ausgerufen. Unerträgliche Hitze herrschte in der niedrigen Stube. Müde und faul saßen die Fliegen in dicken Reihen an den dunkelgebräunten Balken der Decke. Nicht einmal diesen Quälgeistern behagte der Sonnenschein, der breit und hell durch die Fenster hereinsiel, hinweg über halbverdorrte Storchschnäbel.

Auf der Ofenbank saß der Wiesenbauer, rauchte, gähnte und murrte etwas vor sich hin. Zu tun gab es nichts auf dem ganzen recht ansehnlichen Gehöft. Die letzte Fuhrre Heu, die schon auf dem Halme prasseldürr gewesen war, hatte sein Junge, der Jochen, schon am Morgen hereingebracht. Und damit war Schluß für diesen Tag. Der Wiesenbauer seufzte und wischte sich mit dem Handrücken die Schweißtropfen von der Stirn.

„Jesus = Jesus!" murmelte er, „soll es denn ewig so bleiben?"

Damit meinte er die Trockenheit, die nun die fünfte Woche anhielt und aus Feldern und Wiesen schon längst den letzten Tropfen Feuchtigkeit gesogen hatte. Das waren böse Ernteausfichten. Das Getreide war in den Halm geschossen, die Aehren waren kümmerlich klein und nahezu reif. Die Wiesen gilbten in der Bluthitze, und die Strohdächer waren wie Zunder, daß man fürchten mußte, die Sonne könne sie in Brand setzen. Ueberhaupt — das Wort „Feuer" nahm man jetzt nicht gern in den Mund. Jeder wußte, was das bedeutete. Ein Tag ver-

ging wie der andere, jeder brachte den gleichen tiefblauen Himmel mit und dieselbe sengende Sonnenglut. Die Menschen wurden schlaff und teilnahmslos in dieser schrecklichen Gleichförmigkeit, schlaff und müde wurde das Vieh, das kaum noch zu gebrauchen war. Und jeden Tag schloß der Wiesenbauer das Mittagsgebet mit einem knurrenden, aber aus tiefstem Herzen kommenden „Gott geb's!", das alle mehr oder weniger hörbar nachseufzten und in Gedanken ergänzten: nämlich Regen, viel Regen!

Der Wiesenbauer fauchte eine mächtige Tabatswolke zur Decke empor. Er war im Nachdenken auf ein neues Thema gekommen, und zwar auf ein leidiges Thema: sein Jochen. Mußte sich der Junge doch gerade in das Mädchel des Halbadlers verremmen, ausgerechnet des Halbadlers, der des Wiesenbauers Todfeind war, seit er in einem Prozesse gegen ihn ganze zwei Morgen Roggenacker verloren hatte, droben auf dem Berge, Boden, der vierfältig trug. Der Wiesenbauer runzelte die Stirn und paffte stärker. Und der Junge ließ sich natürlich nicht darein reden und zeigte denselben Hartkopf wie er selbst, der Wiesenbauer, der seine Kathrin auch seinen eigenen und ihren Eltern abgetrozt hatte. Aber ärgern tat es ihn doch, wenn das Mädchel auch ein frisches Gesicht hatte und einen netten Baken Geld mitbekam. In seiner Seele war eben ein Riß, so breit wie zwei Morgen Land, und über den reichten ein Paar Mädchenarme noch lange nicht hinweg.

„Verhit's der Himmel," knurrte er vor sich hin, „daß die in mein Haus kommt! Damit mir nur ja dieser Schandprozeß in der Erinnerung bleibt!"

Schwerfällig erhob sich der Wiesenbauer und trat vor die Thür, um einen prüfenden Blick auf den Himmel zu werfen, wie er es des Tages wohl zwanzigmal tat. Denn immer wieder hoffte er, endlich werde er über dem Berg, an dessen Hang sich seine Felder und Wiesen hinzogen, die ersehnten regensatten Wolken aufziehen sehen. Es war wieder nichts. Die Luft flimmerte über den Feldern, und der Himmel war so wolkenlos wie immer.

Der Holzer-Steffen schlich vorüber und schrie ihm mit heiserer Stimme zu: „Den Herrgott mücht ich derschießen, daß er uns so im Stich laßt!"

„Red nicht so sündig," mahnte ihm der Wiesenbauer nach, „so was rächt sich über Nacht.“

Er wollte gerade in das Haus zurücktreten, als ihm ein freudiger Schreck in die Glieder fuhr. Sah das nicht aus, als wollte dort eine Wolke werden? Wie ein leichter Schleier lag es über der Höhe.

„Jochen!" rief er in den Hof und setzte sich auf die Bank neben der Thür, um die näherkommende Wolke zu beobachten.

„Sie wird! Diesmal gibt's was!“ frohlockte er und dachte an die Ernte. Da würden sicher auch die Kartoffeln geraten. Und er fing an, die möglichen Erträgnisse in Geld umzurechnen.

Plötzlich schreckt er auf. In nächster Nähe gellt ein Ruf, der ihm das Blut in den Adern stocken läßt: „Feuer hinterm Berg!“

Entsetzt springt der Wiesenbauer auf.

„Jesus — wo hab ich meine Augen gehabt!“ schreit er. Und er sieht, daß die angebliche Regenwolke unten, wo sie auf dem Berg aufliegt, einen blaßroten Saum hat. Und plötzlich schlägt aus dem grauschwarzen Dunst eine breite, brandrote Flamme in den klaren Himmel hinein.

„Feuer! Feuer hinterm Berg!“

Schon schreit es allenthalben. Leute stürzen aus den Häusern, greifen sich Eimer und lange Stangen und laufen zu der Unglücksstätte.

Der Wiesenbauer steht noch wie versteinert.

„Hinterm Berg!“ Mit einemmal fährt es durch sein Gehirn — hinterm Berg! — das ist ja — das kam ja nur des Halbachers Gehöft sein! Der zitternde Schreck in seinen Gliedern will in eine hämische Zufriedenheit umschlagen. Fast muß er sich Gewalt antun, um den Leuten nicht zuzurufen: Stehen geblieben, ihr Tröpfe, laßt brennen, was es brennen kann!

Aber er schämt sich gleich und ruft in einer Anwandlung von Großmut und selbstgefälliger Hilfsbereitschaft noch einmal nach seinem Jochen.

„Man muß schon helfen,“ fügt er für sich hinzu.

Aber kein Jochen kommt.

„Wird wohl schon dort sein,“ denkt der Wiesenbauer und macht sich allein auf den Weg, die Pfeife zwischen den Zähnen.

Wie er die breite staubige Straße hoch steigt, fliegt ihm plötzlich ein Gedanke durch den Kopf. Herrgott — dieser Gedanke! Wo kommt der her?

„Unsinn,“ beruhigt er sich, „Unsinn und Einbildung, dummes Zeug!“

Aber der Schweiß tritt ihm auf die Stirne, die Adern an den Schläfen schwellen heraus, und er steckt die Pfeife in die Tasche. Eine quälende Unruhe packt ihn, und mit einemmal beginnt er zu laufen, als gelte es sein Leben.

„Herrgott, Herrgott, tu's nicht!“ keucht er mit stoßendem Atem. Seine alten Beine taugen nicht mehr für diesen Geschwindschritt. Außerdem legt sich ihm beißender Brandgeruch auf die Brust. Er muß innehalten und starrt mit aufgerissenen Augen nach der Brandstätte.

Da schießt immer noch eine Feuergarbe nach der andern hoch. Plötzlich — ein berstendes Splittern, ein dumpfer Krach — dazwischen Schreie vieler Menschen — jetzt muß ein Gebände zusammengestürzt sein.

Das peitscht den Wiesenbauer wieder auf, und er beginnt aufs neue zu laufen. Er ist

nicht mehr weit weg von der Unglücksstätte, als ihm ein Mann entgegenkommt.

„Was ist's?“ schreit ihn der Wiesenbauer an.

Aber der andere sieht ihm nur unsicher in die Augen und läuft wortlos weiter.

Wilde Angst fährt dem Bauer an die Kehle. Es wird ihm eiskalt ums Herz trotz der Hitze.

„Jochen!“ stöhnt er mit blutleeren Lippen.



Erst rührt sich der Halbacher überhaupt nicht, dann aber hebt er müde und gleichgültig die rechte Hand und zeigt auf die knisternden, verkohlten Reste seines Hauses.

Als der Wiesenbauer zu dem Schreckensplatz kommt, fällt das Feuer gerade über die letzte Scheune her. Er stürzt sich zwischen die ratlos durcheinander hastenden Menschen. Als man ihn erkennt, weicht alles schon beiseite.

Vor den brennenden Trümmern des Wohnhauses läuft die Halbacherbäuerin hin und her — wie eine Irnsinnige schreiend. Und der Halbacher steht da wie ein Holzklotz, als ginge ihn dies alles nichts an. Aber Schreck und Grauen sind in seinem zerfalteten Gesicht erstarrt.

Zu ihm stürzt der Wiesenbauer hin, packt ihn am Arm und keucht nur zwei Worte hervor:

„Mein Junge!“

Funken und fliegende Asche wirbelt um sie beide.

Erst rührt sich der Halbacher überhaupt nicht, dann aber hebt er müde und gleichgültig die rechte Hand und zeigt auf die knisternden, verkohlten Reste seines Hauses.

Und diese Handbewegung wirft den Wiesenbauer zu Boden.

Jochen hatte seine Braut retten wollen, die aus unerklärlichen Gründen noch einmal in das brennende Haus gelaufen war. —

Als es Abend wurde, war alles bis auf die Mauern niedergebrannt. Wind brachte ein wenig Regen mit.

In der großen Stube des Wiesenbauers aber saßen die Halbacherleute und der Wiesenbauer beieinander. Sie hatten keine Worte und keine Tränen.

Der Tod ihrer Kinder hatte Frieden gestiftet zwischen den Todfeinden.

### Die Schoberin.

Ein Bildchen aus dem Volke der Bergwelt.

Von Rudolf Kleindecke.

**S**u den Gipsfelsen brütete die heiße Mittagssonne. Sie brachte die eisige Kruste der Schneefelder zum Schmelzen und überstrahlte die grünen Matten der weit unter uns liegenden Almböden mit hellem Glanz. Aber das kleine Dörfchen, das wie ein Kinderspielzeug ins tiefe Tal gebettet ist, lag begraben in dicken, finsternen Wolkenmassen. Und aus dem Wolkenmeer stiegen zarte, lichte Schleier auf und zerflatterten wie Rauch zwischen den ragenden Stämmen des Hochwaldes.

Als wir, bergabsteigend, die Felsmauern und Schneefelder hinter uns hatten, war uns der Nebel schon bis auf den Almboden entgegengekommen. Im Hochwald schützte uns nur mehr das dicke Geäst der Baumwipfel vor den fallenden Regentropfen. Und einmal aus dem Walde heraus, klatschte es auf uns nieder, daß wir bis auf die Haut durchnäßt worden wären, wenn wir nicht bald ein schützendes Obdach gefunden hätten.

Ein paar hundert Schritte unter uns stand ein Gehöft. Mit weiten Sprüngen hasteten wir darauf zu. Die Haustür war sicher nicht verschlossen, das wußten wir im voraus. Ein hölzerner Kiesel, daß nicht etwa der Sturm die Türe aufreißt und aus den Angeln hebt, das ist alles. Denn Diebe und Landstreicher sind in diesen Höhen noch ganz unbekannte Persönlichkeiten.

Aber wir fanden es diesmal noch besser. Sonntag war's, die Heuarbeit ruhte, die Hausmutter saß in der Stube und besserte die zerrissenen Höslein der Kinder aus. Drei Blondköpfechen huschelten sich an sie heran, ein wenig ängstlich geworden durch den Eintritt der unerwarteten Gäste. Zwei halbwüchsige Buben und ein anscheinend gleichaltriges Mädchen. Und alle dreie sprachen die Frau mit „Mutter“ an. Wie konnte das möglich sein?

Man riskiert nicht, „indiscret“ zu erscheinen, wenn man sich hierzulande um Familienverhältnisse kümmert, die einen eigentlich nichts an-

gehen. Es laufen gar viele „ledige“ Kinder\*) herum, deren Mutter kein Hehl macht aus der nun einmal unabänderlichen Tatsache, — da wird man doch auch eine ehrsame Hausfrau fragen können, wieso sie gleich zu dem Gottesseggen dreier gleichaltriger Sprößlinge kam?

Ein wehmütiges Lächeln huscht über das Gesicht der Frau. „Sein eh nit die meinigen“, erklärt sie. „Grad nur ang'nommen haben wir s', weil wir selber keine haben.“ Und wie wir so sitzen und plaudern, während draußen der Regen in Strömen niederrauscht, erzählt sie uns, wie sie und ihr Mann Jahre um Jahre gewartet hätten auf das, was ihnen das Liebste auf Erden gewesen wäre, — so lange, bis sie endlich alle Hoffnung aufgeben mußten. „Es is ein trübselig's Hausen so ohne die lieben Kinderlen,“ sagte sie mit ihrer müden Stimme. „Mein Mann is wohl einer von die Braven



Die Hausmutter saß in der Stube und besserte die zerrissenen Höslein der Kinder aus.

und gernhaben tun wir uns auch. Aber auf die Dauer sein sich zwei Vent halt doch z' wenig. Ein Haus ohne Kinder is wie eine Kirchen ohne Gnadenbild. Und da haben wir halt zu uns genommen, was uns der liebe Herrgott grad übern Weg g'schickt hat. Dem Peterle sein Vater is beim Grasschneiden verunglückt und dem Blasele seiner hat sich in die Wänd derfallen. Die Broni aber war das Kind von einer armen Dirn, die selber nit zum Weissen g'habt hat.“ Wir schauten verwundert drein. „Peterle, Blasele, Broni . . . Worhin haben Sie doch die Kinder anders gerufen?“

\*) Ledig = unehelich.